

Ost-westliche Kassiber
Vom langen Ende einer langen Nachkriegszeit
im Briefwechsel Böll-Kopelew

Flaschenposten. Hinabtauchen in die Zeit davor

Jede Zeit hat ihren eigenen Erfahrungs- und Erinnerungshorizont. Jede Generation macht sich aufs Neue ihr Bild von der Welt, in der sie lebt. Es ist noch nicht so lange her, dass sich mit einem Großereignis die ganze Szenerie geändert hat: 1989. In einer historischen Sekunde war alles, was bisher mehr oder weniger als selbstverständlich gegolten hatte, aufgekündigt: die Grenze, die bis dahin undurchlässig war oder nur mit erheblichem Aufwand und meist nur in einer Richtung überschritten werden konnte, gab es nicht mehr; das Personal, das bis dahin die politische Szene des Ostblocks beherrscht hatte, war verschwunden, abgeräumt, meist nur in den Ruhestand versetzt – ziemlich ungewöhnlich für ein System, in dem große Umbrüche bis dahin oft mit Schauprozessen und Diadochenkämpfen verbunden waren. Mit dem „historischen Augenblick“ war alles anders geworden, und viele der zu diesem Zeitpunkt noch jungen oder ganz jungen Leute haben oft nicht nur keine Erinnerung mehr an die Ereignisse, die sich am Rande ihrer Wahrnehmung abspielten, sondern können auch kaum begreifen, dass das, was ihnen heute selbstverständlich erscheint, einmal unerhört, unglaublich, sensationell gewesen ist. Dazu gehörte, dass man nun eine Reise antreten konnte, ohne sich ein Visum oder sonst ein Papier besorgen zu müssen; dass in Kiosken nun Zeitungen und Zeitschriften auslagen, deren Besitz oder Lektüre ein Leben lang verboten war. Es gab keine Warteschlangen vor den Geschäften mehr, vielleicht aber auch nicht mehr den Betrieb, in dem man bisher gearbeitet und seinen Lebensunterhalt verdient hatte. Die Welt, bis dahin verschlossen, stand nun offen – man mußte jetzt nur noch in den Zug, ins Auto oder ins Flugzeug steigen. Schocks Tag für Tag, Umstellung des Lebens von heute auf morgen, Lebensläufe, aus der Bahn getragen, mit einem Mal abgebrochen und neu zu erfinden. Ereignisse dieser Größenordnung sind Einschnitte, lebensgeschichtliche Zäsuren, fast farblich konnotiert: Vieles erscheint jetzt in einem düstererem oder rosigerem Licht. Die Welt und das eigene Leben teilen sich im Rückblick in ein Davor und ein Danach, selbst wenn es nie eine Stunde Null gegeben hat. Solche Ereignisse werfen einen Schatten, in dem vieles sein Aussehen ändert, wenn nicht gar gänzlich verschwindet. In einem „historischen Augenblick“ werden Szenerien abgeräumt, die sich über Jahre, vielleicht sogar Generationen hin aufgebaut hatten.

Die Wende von 1989 ist ein solcher Einschnitt gewesen. Die Macht der Bilder – die auf der Mauer tanzende Menge, ins Licht der Kameras getaucht; das Echo der Sprechchöre, die über den Wenzelsplatz hallten; die neuen Gesichter, die plötzlich zu sehen waren; die hektische Flucht eines Diktators im Helikopter und vor laufender Kamera – hat alles andere überdeckt, vielleicht sogar gelöscht. Und so erscheint das Ereignis, das mit seiner Präsenz geradezu blendet, noch monumentaler, wie aus dem Nichts aufgetaucht, überraschend, fast überfallartig und von hinterrücks. Die Rede vom „Annus mirabilis“ tilgt die Spur, lässt im Schatten verschwinden, was seine Voraussetzungen waren und alles, was ihm vorausging. In die Zeit „vor 1989“ zurückzugehen, ist daher fast so etwas wie Archäologie.

Man stößt dabei auf Schichten, die dem „historischen Augenblick“ vorausgegangen sind, auf Triebkräfte, die dafür gesorgt haben, dass die Wende möglich wurde, und auf die Menschen, ohne deren Energie jenes Ereignis nicht herbeigeführt worden wäre. Der Briefwechsel zwischen Heinrich Böll und Lew Kopelew, oder genauer: zwischen den Bölls und den Kopelews, denn in vielen Fällen handelt es sich um eine Doppelkorrespondenz zwischen Heinrich und Annemarie Böll einerseits und Lew Kopelew und Raissa Orlova-Kopelew andererseits, bezeugt dies. Der Briefwechsel umfasst die zwei Jahrzehnte zwischen dem November 1962, nachdem sich beide bei einer vom sowjetischen Schriftstellerverband für westdeutsche Schriftsteller organisierten Reise in die Sowjetunion zum ersten Mal persönlich kennengelernt hatten – Kopelew hatte als Übersetzer fungiert - und März 1982, als Böll dem inzwischen in die Bundesrepublik ausgereisten und ausgebürgerten Lew Kopelew zum 70. Geburtstag gratulierte. Diese Eckdaten sind keine historischen Zäsuren, wie überhaupt der Lebenszyklus von Menschen nicht zusammenfallen muss mit den von Haupt- und Staatsaktionen markierten geschichtlichen Epochen. Obwohl es in den zwei Jahrzehnten gravierende und die Welt verändernde Ereignisse gegeben hat – man denke nur an die weltweite Studentenbewegung und den Protest gegen den von den USA in Vietnam geführten Krieg, an den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes, der den „Prager Frühling“ beendete oder an die gewaltsame Exilierung sowjetischer Bürgerrechtler und Schriftsteller wie die Alexander Solschenizyns im Jahre 1974 – wird niemand daraus einen irgendwie gearteten Epochenzusammenhang konstruieren wollen. Trotz dieser Ereignisse erscheinen jene Jahre nur wie eine gleichsam namenlose Zeit vor der großen Wende. Das hängt nicht nur mit der strukturierenden und wertenden Kraft der Retrospektive zusammen, sondern ist gewiss der Eigentümlichkeit dieser Jahre selbst

geschuldet. Es ist eine Zeit der Versuche, Anläufe, Suchbewegungen, Kraftproben – und der Erschöpfung. Wenn man ihr einen Namen geben sollte, dann vielleicht den: Das lange Ende einer langen Nachkriegszeit, die lange Inkubation für die im Jahre 1989 blitzartig erfolgende Abwicklung der ganzen alten Szenerie Nachkriegseuropas. Der über große Distanz und immer wieder gegen alle Hindernisse in Gang gesetzte Briefwechsel ist ein außerordentliches Zeugnis jener Jahre. In ihm erfahren wir nicht nur etwas über den Arbeits- und „Schaffensprozess“ eines deutschen und russischen Schriftstellers. Die Wachheit und Geistesgegenwart der Schreibenden bringt es mit sich, dass der „Lärm der Zeit“ immer als Hintergrundgeräusch anwesend ist; so bleibt alles Räsonieren über die eigensten individuellen und familiären Angelegenheiten eingebettet, besser: eingespannt in die Zeitläufte, und das heißt wesentlich in die Verspanntheit der Endzeit des Kalten Krieges zwischen Ost und West. Die Ausführlichkeit der Korrespondenz und der auch familiäre Charakter der schriftlich geführten Unterhaltungen wirft ein Licht auf die Umgebungen, die Lebensverhältnisse, die Zwangslagen des Normalalltags in der Bundesrepublik und in der Sowjetunion. Der Leser dieser Briefe wird mitgenommen auf eine Reise in die Kölner und Moskauer Welt der 1960er bis in die beginnenden 1980er Jahre. Wir treten damit noch einmal ein in eine Welt, die uns heute noch fast zu nahe ist, als dass sie uns als historische Welt interessieren könnte, die uns andererseits schon so fern gerückt ist, dass sie nun an der Reihe ist, Historia zu werden. Wie fern uns diese Zeit gerückt ist, wird vermutlich am ehesten daran ablesbar, wenn man die Bedingungen der Kommunikation, den bloß technisch-organisatorischen Aspekt der Kommunikation, wie die Beförderung von Briefen oder das Führen eines Telefonats, bedenkt. Einer mit dem mobilen Telefon und dem Internet aufgewachsenen Generation mag dieser Aspekt geradezu archaisch-antik, wie aus grauer Vorzeit anmuten. In dieser Hinsicht wird drastisch klar, dass dies ein Briefwechsel aus einer verschwundenen Welt ist. Freilich ist der technische Aspekt der Kommunikation in Zeiten des Kalten Krieges nur der augenscheinlichste und derjenige, der sich am einfachsten vergegenwärtigen lässt.

Der Briefwechsel ist aber weit mehr: der Versuch, die Verhältnisse im geteilten Europa zur Sprache zu bringen und eine Sprache zu finden in einer Welt, die nicht nur militärisch, sondern ideologisch gegeneinander hochgerüstet war. Der Kampf um die Vorherrschaft wurde nicht nur militärisch, sondern auf jedem Feld ausgetragen: ideologisch, kulturell, bis in die letzten semantischen Nuancen hinein. Im Zwiegespräch zwischen Böll und Kopelew werden die weniger sichtbaren Spuren einer durch die

Abschreckung still gestellten Welt sichtbar, nicht so sehr die sichtbaren Opfer, die niedergeschlagenen Revolten, Verfolgten und Inhaftierten, als vielmehr die subtileren Langzeitfolgen des Kampfs zwischen Ost und West um ideologische und sprachliche Hegemonie. Es ist eine Verständigung durch das im ost-westlichen Gelände wuchernde ideologische Gestrüpp hindurch. Man kann an dieser Verständigung sehen, wie viel Kraft und Aufwand es gekostet hat, den Fallen des Lagerdenkens und der Polarisierungen des Entweder - Oder als der dem Ost-West-Konflikt am meisten angemessenen Denkform zu entgehen. Die Anstrengung, sich aus dem hegemonialen Kampf zwischen Ost und West herauszuhalten, wird am deutlichsten in Bölls und Kopelews Bemühen, unabhängig zu bleiben und sich von niemandem instrumentalisieren zu lassen. Es ist ein Kapitel in der Geschichte der europäischen Intellektuellen – hier eines deutschen Schriftstellers, da eines Vertreters der russischen Intelligenzija - ihre Unabhängigkeit zu behaupten gegenüber allen Anfechtungen und Verlockungen, die in einem Bündnis mit der einen oder der anderen Macht hätten liegen können. Man macht sich im Nachhinein vom Druck des im ost-westlich geteilten Europa herrschenden Lagerdenkens, dessen Spielregel lautete: Der Feind meines Feindes ist mein Freund, so wenig eine Vorstellung wie von der Antiquiertheit der Kommunikation in den Zeiten des Eisernen Vorhangs, hinter dem sich mit all seinen tief gestaffelten Instanzen der Kontrolle und Zensur eine Rückkehr ins Vor-Gutenberg-Zeitalter vollzogen hatte. Man ahnt bei der Lektüre dieser Briefe, wie viel intellektuelle und psychische Kraft diese Selbstbehauptung der eigenen Position gegen alle staats- und parteipolitische Vereinnahmung – hier wie dort – gekostet haben muss. Es ist dann auch nicht verwunderlich, wenn vor allem gegen Ende hin der Ton der Entkräftung sich verstärkt. Heinrich Böll war bei der Aufnahme der Verbindung mit Lew Kopelew, dem um fünf Jahre Älteren, noch nicht einmal 50 Jahre alt und in seinen besten Jahren. Aber in ihrer Selbstbeobachtung kommt immer wieder zur Sprache das sie prägende, ja, zeichnende Erlebnis: die Jahre des Krieges, die Jahre an der Front. Es war die Kriegserfahrung, die sie zur Generation gemacht und ihnen wohl auch die Basis ihrer Verständigung geliefert hatte, und die späten Lebensjahre sind mit nichts so sehr angefüllt wie mit der Leidenschaft, jene furchtbare Erfahrung für immer hinter sich zu bringen und zu sehen, dass für Deutsche wie Russen endlich doch andere Zeiten angebrochen sein werden.

Jeder wird aus diesem Briefwechsel etwas für sich herauslesen und herausholen wollen: der Literaturhistoriker einen genaueren Aufschluss über den Schreibprozess und über die Rückwirkungen der literarischen Rezeption, der Biograph vielleicht Details, die ihm

bisher nicht bekannt waren, der Zeithistoriker Stimmungslagen und Netzwerke, die man kennen muss, wenn man die reife westdeutsche Bundesrepublik und die Sowjetunion in ihrem Endstadium beschreiben und verstehen will. Auf jeden Fall sind die Briefe überaus ergiebige Materialien für eine Geschichte des langen Endes einer langen Nachkriegszeit mit all ihren mäandernden Bewegungen, trostlosen Beschwernissen und winzigen Hoffnungsschimmern. Eine Zeit wird noch einmal besichtigt, die im Gegenlicht des Epochenjahres 1989 verschwunden ist, obwohl sich ohne diese Zeit das Jahr selber gar nicht verstehen lässt.

Begegnung der 45er

Das Ende des Zweiten Weltkrieges lag noch nicht einmal zwanzig Jahre zurück, als sich Böll und Kopelew erstmals trafen. Alles, was jetzt geschieht, erscheint auf dem Hintergrund dessen, was geschehen war. Das bestimmt die Schärfe der Wahrnehmung, die das eine hervortreten und das andere in den Hintergrund treten lässt. Das eigene Leben erscheint rückblickend wie eine ununterbrochene Hatz, um dem einen Unglück zu entgehen, wo man doch bereits in das nächste gerät. „Euch geht’s wahrscheinlich wie uns; ein bißchen ‚verschlissen‘ sind wir,“ schreibt Heinrich Böll 1968, „und bedenkt man die Zeit, in die wir hineingeraten sind, so ist es kein Wunder: vor 33 die Wirtschaftskrise, davor Inflation, dann nach 33 das, worüber man nicht zu sprechen braucht unter Freunden, Krieg, Nachkrieg, Arbeit, Arbeit, und immer irgendwie gehetzt – eigentlich sind wir ja kaum je zur Ruhe gekommen. Ich denke mir, daß meine schwere Erkrankung auch eine Art Lebenserschöpfung war“. Das eigene Leben nicht als ruhiges Wachsen, sondern Mitgenommen-Werden und Davongerissen-Werden von Kräften, die einem alles abfordern. Die ganze Lebenszeit als ein Davonkommen und irgendwie Durchkommen, das alle Lebenskraft aufzehrt. Diese Lebenserfahrung bildet die mentale und psychologische Mitte und speist den Strom, aus dem das Böllsche Werk der 1950er und 1960er Jahre hervorwuchs.

Bei Kopelew, nur wenig älter, sind die Koordinaten etwas verschoben, wie es in dem umfangreichen Memoirenwerk deutlich wird. Da gibt es vor dem Krieg jene nachhaltig prägende Phase des jugendlichen und begeisterten Kommunisten-Stalinisten, den Krieg, den er, des Deutschen mächtig und als Sprachkundiger an der Front gefragt, bis zum Ende erlebt und aus dem er nicht als gefeierter Sieger, sondern als Gefangener zurückkehrt: angeklagt von den eigenen Leuten - dem militärischen Nachrichtendienst - und verurteilt zu zehn Jahren Lagerhaft wegen „Propagierung des bürgerlichen

Humanismus, Mitleid mit dem Feind und Untergrabung der politisch-moralischen Haltung der Truppe“. Er überlebt die Haft in einem für Wissenschaftler geschaffenen Spezialarbeitslager, aus dem er 1954 nach Stalins Tod entlassen wird.

In den 30er und 40er Jahren hatten beide die Grundlektion ihres Lebens erhalten, den Moment äußerster Gefährdung, wenn Alltag umschlägt in Lebensgefahr und man auf unabsehbare Zeit umgeben ist von Tod und Zerstörung. Sie hatten ihre Städte, ihre Länder, den ganzen Kontinent in Ruinen, verbrannt, verstümmelt gesehen. Von diesem Punkt, in dem die Geschichte für einen Augenblick ausgesetzt zu haben scheint, blicken sie auf alles, was kommt, was nie mehr so schlimm sein kann wie das schon Geschehene. Sie sind Leute, die alles zu sehen bekommen hatten, von dem die Nachgeborenen verschont bleiben würden und sich nur noch eine Ahnung durch Hörensagen verschaffen konnten. Es kommt nicht von ungefähr, dass alle Böllschen Titel aus jener Nachkriegszeit den Stempel der Ruhe dessen tragen, der alles hinter sich hat: Wanderer, kommst Du nach Spa ...; Wo warst Du, Adam; Und sagte kein einziges Wort; Haus ohne Hüter – das ist gleichsam der Ton, der sich post festum wie von selbst eingestellt hat, die Melodie, in der die Erfahrung der Geschlagenen sich kristallisiert hat. Dass Bölls Bücher schon in den 1950er Jahren eine so große Resonanz in der Sowjetunion gefunden hatten – wie sollte es erstaunen in einem Land, dessen Lebensalltag noch weit bis in die 1960er Jahre hinein ganz von der Zerstörung und Erschöpfung des Krieges gezeichnet war: den Verkrüppelten und Invaliden an jeder Straßenecke, den niedergebrannten Siedlungen und Straßen, der Allgegenwart des Wissens um das Leid, wobei über das von den eigenen Leuten zugefügte Leid, das dem Krieg vorausgegangen war – den Massendeportationen ganzer Bevölkerungsgruppen und den Massentötungen der Jahre 1937/38 durch den stalinistischen Terrorapparat - nicht einmal gesprochen werden durfte. Kopelew, als Germanist für deutsche Literatur und Kultur in besonderer Weise zuständig, stand am Kreuzungspunkt dieser deutsch-sowjetischen Begegnung im Krieg, besonders in der Propagandaarbeit und in der Betreuung des Nationalkomitees Freies Deutschland. Diese Erfahrung schlug bei beiden nicht um in Zynismus oder Abgeklärtheit, machte sie aber doch zu gelassenen Betrachtern dessen, was sich vor ihren Augen im übermäßig erregten 1968er Jahr abspielte. Sie hatten ihr Pensum an Aktivität in der Weltkriegsepoche mit deren diversen Erhebungen, Revolutionen, Grossen Sprüngen in die Zukunft abgedient und konnten den Aktivismus, die Dramatisierung der folgenden Generation überlassen, die sie nicht ohne Sympathie, vor allem aber mit Skepsis betrachten. Alles, was sich tut – Biafra, Vietnam, Prag, 1968, RAF-

Terrorismus, die KSZE-Konferenz in Helsinki – erscheint als Kette von Ereignissen in einer aus dem Krieg hervorgegangenen, nun neu gespaltenen Welt. Ihre Korrespondenz dreht sich gleichsam um die Langzeitfolgen des Zweiten Weltkrieges, die Teilung der Welt zwischen den ehemaligen Siegermächten und deren Überwindung. Sie brauchen all ihre Lebensenergie, um die neue Verfeindung, die sich im Ost-West-Gegensatz verfestigt hat, nicht zum Zuge kommen zu lassen. Wie viele Namen tauchen in den Zeilen dieses Briefwechsels auf – Willy Brandt, Jimmy Carter, Leonid Breshnew, Franz Josef Strauss und andere – aber in Wahrheit kreisen sie doch um ein anderes Personal, werden von einer anderen Spannung in Bewegung gehalten. Böll, der 1985 nach langer Krankheit stirbt, wird das Ende des Ostblocks und der Teilung Europas nicht mehr erleben. Kopelew hat das Ende dieser langen Nachkriegszeit und den Beginn eines nun nicht mehr ost-westlich geteilten Kontinents mit eigenen Augen sich vollziehen sehen. Sie waren dabei selbst Teil jenes Ensembles von Kräften, welches das Ende mit herbeigeführt hat, indem sie mit ihrer Stimme die keimende bürgerschaftliche Gesellschaft mit artikuliert, geschützt und mit gebildet hatten. So überschneidet sich die Perspektive der von Totalitarismus und Weltkriegszeit gebrannten Kinder, längst über das naive Pathos des Schlachtfeldes hinaus, mit der Sympathie und Zivilcourage derer, die auf ihrer Menschenwürde bestehen, somit am Zustandekommen einer anderen Gesellschaft teilhaben und helfen, das ganze Parallelogramm der Kräfte zu verschieben, ja letztlich über den Haufen zu werfen. Ihre Verbindung steht für das Heranwachsen einer gesellschaftlichen Bewegung von unten auf beiden Seiten der ost-westlichen Demarkationslinie, und es ist deren Erstarren, das es erlauben wird, das ganze Nachkriegssystem am Ende aus den Angel zu heben. Sie konnten am Beginn ihres Engagements nicht sicher sein, dass es auch belohnt werden würde. Alles war offen, samt den Risiken des Scheiterns. All diesem Handeln lag kein Programm, kein insgeheimer Telos, keine Erfolgsgarantie, kein strategischer Plan zugrunde, sondern eine Haltung, die man eher mit dem Lutherschen „Hier stehe ich und kann nicht anders“ beschreiben könnte, das, was weit vor aller Politik sich bildet: Anstand und Anständigkeit, auf die auch in gemeiner Zeit Verlass ist. Die Böll-Kopelew-Korrespondenz zeigt, dass es jenseits der Denunziationsformel gegen die „Gutmenschen“ so etwas gibt und gegeben hat: gute, anständige Menschen.

Produktionsprozesse und Kulturbetrieb - hier und dort

Briefwechsel wie der vorliegende aus der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts sind im Zeitalter des Internet und der elektronischen Korrespondenz zu einem fast antiken Phänomen geworden. Sie sind in der Retrospektive Dokumente der Aufmerksamkeit und Konzentration, eine Form der Fixierung, die dabei ist, endgültig zu verschwinden. Man erfährt darin etwas über den Verlauf, die Pläne und über das Scheitern von Vorhaben; darüber, wie zufrieden ein Schriftsteller mit dem Ergebnis und vor allem mit der Reaktion der Öffentlichkeit, der Kritik oder des einfachen Lesers ist. Korrespondenzen enthalten zudem Urteile, Zuspruch, Beifall, wenn nötig auch intellektuelle und moralische Unterstützung. Das ist auch im vorliegenden Falle so, und besonders deshalb, weil Kopelew ein überaus genauer und zuverlässiger Briefschreiber ist – zusammen mit seiner Frau Raissa. Dass in dieser Beziehung zunächst eine Asymmetrie liegt, ist offensichtlich. Heinrich Böll war, als er mit Kopelew in Verbindung kam, schon einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller – in den 50er Jahren mit dem Preis der Gruppe 47 ausgezeichnet, dann mit dem Büchnerpreis - mit einem großen und treuen Lesepublikum in Deutschland und darüber hinaus. 1972 war der Nobelpreis für Literatur hinzugekommen. Viele seiner Bücher waren auch ins Russische übersetzt worden und in riesigen Auflagen erschienen. Böll hatte, wie sich unschwer aus den Riesenaufgaben rekonstruieren lässt, eine nach Millionen zählende russische Leserschaft. Sein Name hatte einen Klang, und daraus ergibt sich ein wenig der hohe Ton, den Kopelew anfangs anschlägt, wenn er seinem deutschen Briefpartner unentwegt Komplimente macht, darunter solche: „Du hast das große Glück, schon jetzt, auf dem halben Lebenswege, nun Zeuge der eigenen Unsterblichkeit zu sein“, vor denen mancher so Gepriesene vielleicht auch zurückschreckt. Dies ändert sich in dem Maße, wie im Laufe der 70er Jahre und im Zuge der Verfolgung der sowjetischen Dissidenten Kopelew selbst zu einer öffentlichen Person und zu einer prominenten Stimme der sowjetischen und osteuropäischen Dissidenten wird. Aber die Differenz, die sich aus dem Leben und Arbeiten in zwei unterschiedlichen Systemen ergibt, hat nicht nur ihre anstrengende, sondern auch ihre produktive Seite. Die Briefpartner sehen sich veranlasst, einiges zu erklären, weil viele Dinge sich eben nicht von selbst verstehen und nicht für beide in gleicher Weise gelten. Es ist ein schönes Beispiel der Arbeit an der Herstellung einer beiden gemeinsamen „Diskursebene“. Das betrifft schon die Existenzform des Schriftstellers und das Leben einmal unter Bedingungen des Marktes, ein andermal in einem System, in dem der Markt ausgeschaltet ist. Bölls Produktivität, die einen Roman, einen Essay auf den anderen und eine Erzählung auf die andere folgen

lässt, ist nicht nur einem nicht erlahmenden Schaffenstrieb zu verdanken, sondern hat, wie seinen Äußerungen zu entnehmen ist, etwas mit dem Stress des unentwegt Produzieren-Müssens zu tun, um sich auf dem Markt, in der Öffentlichkeit zu behaupten, um seine Leserschaft zu gewinnen und nicht zu verlieren. „Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie irrsinnig das ganze Publikations-Gewerbe geworden ist“ schreibt Böll an seinen Moskauer Freund. „Wenn Ihr, Ihr alle doch wüßtet, am eigenen Leib erfahren könntet, wie teuer unsere Vorteile – die wir natürlich haben – erkaufte sind! Niemandem hier, niemandem, nicht einmal einem sehr gut verdienenden (im Augenblick) Autor wie mir wird etwas geschenkt. Wir sind Markenartikel, Aktien“. Unentwegt muss er, der freie Schriftsteller, in der Spur bleiben, auf Draht sein, eine Ökonomie der Kräfte entwickeln, um sich und seine nicht kleine Familie über die Runden zu bringen. Es gilt die Mittel für Mieten, für die Unterhaltung des Ferienhauses in Irland, für die vielen Reisen usf. aufzubringen. Selbst der Schriftsteller, der schon einen Namen hat, muss sich sputen und um Aufträge kümmern, die er in einer nicht abreißen Kette von Rezensionen, Drehbüchern, Kommentaren abarbeiten muss, um Zeit und Luft für sein „eigentliches Werk“ zu bekommen. Die ganze Böllsche Korrespondenz ist durchzogen von Seufzen und Ächzen, von dem nie abreißen Kampf gegen die Lawine der an ihn adressierten Briefe, die er - gründlich und gewissenhaft wie er war - auch beantwortete, entweder persönlich oder mit Hilfe eines Stabes, der mit der wachsenden Bedeutung des Schriftstellers sich vergrößert und seinerseits unterhalten und finanziert werden will. Immer wieder bricht er inmitten dieses fast aussichtslos scheinenden, nie zu Ende gehenden Kampfes in Rufe des Glücks aus: Der Schreibtisch sei endlich abgeräumt, „frei“, er komme nun endlich zum „Eigentlichen“. Je mehr Bölls Ruhm zunimmt, umso mehr richtet sich das öffentliche Augenmerk, vor allem in Gestalt der Medien auf ihn, zuerst der Zeitungen, dann immer mehr des Fernsehens - umso größer wird auch die Verantwortung des Schriftstellers in seiner (institutionellen) Rolle als Vorsitzender des deutschen, dann des internationalen P.E.N., von dem nicht wenig erwartet wird. Böll berichtet über diesen „Strukturwandel“ der literarischen Öffentlichkeit als Angehöriger einer Generation, für die dieses Phänomen noch gänzlich neu ist. Die Konkurrenz der Medien, das Eindringen in das, was bis dahin „Privatsphäre“ war und als solche respektiert worden ist, das Gebaren von Verlagen und (von ihm hoch geschätzten) Verlegern, das mediale Sich-produzieren-müssen von Literaten, kurz: das ganze Spektrum der Kommerzialisierung der Sphäre des Schreibens und der Kunst, die Geschichte des in Nachkriegs-Westdeutschland Gestalt annehmenden Kulturbetriebs

spricht aus fast jedem der Böllschen Briefe. „Wahrscheinlich könnt Ihr Euch nicht vorstellen, wie gierig, ausbeuterisch, prominentensüchtig das hiesige publicity-Gewerbe ist“ ist nur eine der vielen Stellen zu diesem Thema in Bölls Briefen.

Ganz anders die „Struktur der Öffentlichkeit“, mit der es sein Partner auf der anderen Seite zu tun hat. Dort gibt es eine schriftstellerische Existenz überhaupt nur als Mitglied einer Zunft, also des Sowjetischen Schriftstellerverbandes; „freiberuflich“ als Schriftsteller oder Übersetzer zu arbeiten, ohne verbandsmäßig bescheinigter Berufsschriftsteller zu sein, ist sogar eine nicht wenig riskante Position, immer nahe am Tatbestand des „gesellschaftlichen Schmarotzertums“ und damit möglicher Ausgrenzung und Kriminalisierung. Was immer ein Schriftsteller für sich erarbeiten kann, es geht nur über seine formelle Mitgliedschaft im Berufsverband: Aufträge, Vorträge, Werkverträge, Honorare, Rechte, Urlaubsreisen und Erholungsaufenthalte in den Sanatorien des Schriftstellerverbandes – all dies ist nur innerhalb formeller Mitgliedschaft möglich. Die Abschaffung des freien Schriftstellers wie überhaupt der freiberuflichen Existenz- und Lebensform spricht daher aus Kopelews Korrespondenz, und zwar im doppelten Sinne: als bedrohliche Abhängigkeit, als jederzeit möglicher Entzug der gewährten Privilegien, aber eben auch als Statuserhöhung und Statussicherung, als ziemlich privilegiertes Leben mit allen Schikanen – jedenfalls solange man keinen Anlass für Kritik und Maßregelungen bietet. So verbindet sich in der Existenzform des (sehr erfolgreichen) westdeutschen Schriftstellers die Freiheit des grenzenlosen und grenzüberschreitenden Reisens im eigenen Auto – Schweiz, Italien, Jugoslawien und in Ostblockländer, immer wieder die Fahrt von Köln ins Ferienhaus nach Irland und zurück – mit einer Hektik und Getriebenheit, die das kontrollierte, übersichtliche, eingehegte und zensierte Leben der Kopelews auf merkwürdige Weise kontrastiert. Alles, fast alles ist geregelt – von der Wahrnehmung der Auslandsrechte bis zum Arrangement der Vortragsreise und des Sanatoriumsaufenthalts auf der Krim - und verläuft daher auf eine merkwürdige Weise in durchweg ruhigen und geordneten Bahnen. Im Kopelew-Böll-Briefwechsel treffen zwei unterschiedliche Lebensrhythmen aufeinander, die für ganz unterschiedliche Produktionsweisen des Schriftstellers stehen. Man könnte es vielleicht sogar an der Aufeinanderfolge der Briefe zeigen: Kopelew schreibt fast immer gleichmäßig und ebenmäßig ausführlich, Bölls Briefe folgen in unregelmäßigen Abständen – wenn er Zeit hatte – und sind bald wesentlich kürzer oder aber erstaunlich detailliert und zeugen von einer Geduld und Ausdauer, ja von einer Hingabe an die Formulierung, die man bei einem so unter Druck stehenden Schriftsteller

nicht erwarten konnte; Bölls Briefe lesen sich fast wie die Kontraktionen des Herzens, bald schneller, bald langsamer pulsierend. Ich weiß nicht, ob man aus dieser Korrespondenz einen ganz neuen Aufschluss über das Wachsen des Böllschen Werks bekommen kann: Seine Verweise und Erläuterungen sind eher sparsam; seine Briefe beziehen sich mehr auf Resonanzen und Reaktionen, auf seine Eindrücke und Erlebnisse auf Reisen, auf die Kölner und rheinische Welt, die er seinen Moskauer Freunden möglichst anschaulich „herüberbringen“ möchte. Bölls Briefe sind Ankündigungen der nächsten Schritte und Publikationen, er informiert darüber, dass er einen neuen Anlauf unternimmt. Man kann sich eine Vorstellung von seiner Arbeits- und Schreibweise zwischen den diversen Wohnungen und Arbeitsstätten in Köln und in der Eifel machen. Kopelew will immer auf dem Laufenden gehalten werden, wie es mit dem „Werk“ steht, er dringt unaufhörlich auf Böll ein, um sich ein Bild machen zu können, fragt nach, ob seine Interpretation Bölls Beifall findet, wie die Reaktionen in der deutschen Literaturszene sind. So entsteht mit der Zeit der Umriss eines Referenzraumes, in dem sich beide – immer zusammen mit ihren jeweiligen Frauen und Familien- und Freundesmilieus – verorten. Sie verstehen sich sozusagen „auf Anhieb“, obwohl diese Verständigung in Wahrheit sehr voraussetzungsreich ist.

Aber aufschlussreicher als der den Kern des „dichterischen Schaffens“ umgebende Austausch von Meinungen und Ansichten ist der Blick auf die Differenzen zwischen der Position des Schriftstellers im „Spätkapitalismus“ einerseits und im späten Realsozialismus andererseits. Kopelew wird das Telefon abgeschaltet, während Böll seine ganze Kraft zusammennehmen muss, um den Anforderungen des Finanzamtes und der Steuerbehörden gerecht zu werden; der Rohheit der Zensur und Polizei in Moskau steht die subtile Struktur einer alles wissen wollenden und gerecht sein wollenden deutschen Finanzbürokratie gegenüber – „es ist alles so zeitraubend, manchmal lähmend, dieses System, wo Du für jede Briefmarke eine Quittung vorlegen mußt“. Es handelt sich um asymmetrische und dennoch spürbare und kraftraubende Bedrohungen, diesseits des Gegensatzes von offener und geschlossener Gesellschaft.

Freundschaftskreise: Antipolitik in Zeiten der großen Ost-West-Politik

Je weiter man in der Lektüre der Briefe zwischen den beiden voranschreitet, desto plastischer und detaillierter werden die Welten, die Mikrokosmen und Biotope der Bölls und Kopelews. Man lernt nach und nach die Familien, die engeren und dann die weiteren Kreise einschließlich der angeheirateten Familienmitglieder kennen. Man wird

vertraut gemacht mit den Beschwerden, Krankheiten, die sich bei beiden mit der Zeit immer mehr bemerkbar machen und nach Behandlung verlangen. Wir erfahren, wie sich der engere und weitere Kreis der Freunde aufbaut und mit der Zeit verändert. Bölls Bekanntenkreis in Moskau ist groß: Er reicht mit Anna Achmatowa, Wsewolod Iwanow und Lidia Tschukowskaja in die heroische Zeit von Revolution und Bürgerkrieg zurück. Böll lernt die ganze jüngere Generation um Axjonow und Jewtuschenko kennen, und er ist in Verbindung mit den führenden Köpfen der Moskauer intellektuellen Opposition der 60er und 70er Jahre – von Andrej Sacharow bis Alexander Solschenizyn. Über die Produktionsbedingungen des Schriftstellers in Kapitalismus und Sozialismus hinaus erfahren wir etwas über die Lebens- und Wohnverhältnisse, über die jeweiligen Ansprüche und Gepflogenheiten. Wir erfahren etwas über die Schwierigkeiten des Reisens, auch über den Radius von Reisen im geteilten Europa. Mitunter enthalten Briefe ausführliche Reiseberichte, die es den Partnern nach und nach erlauben, sich „aus erster Hand“ ein Bild zu machen. Auch hier stehen sich wieder zwei Welten der Mobilität gegenüber. Die Bölls treibt es über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus, im eigenen Auto, immer öfter auch im Flugzeug. Ganz Europa können sie nach und nach erfahren, sich immer wieder für längere Zeit im Ausland aufhalten und einen Blick von draußen auf Westdeutschland werfen, von der Schweiz aus, wo die Bölls wegen der Erkrankung des Sohnes Raimund zeitweilig sich niederlassen, immer wieder Israel, später auch Lateinamerika, die Heimat der Schwiegertöchter. Die Fahrten der Kopelews führen durch den Raum zwischen Ostsee und Pazifik, während sie - von einer Reise in die DDR abgesehen - die Grenzen der Sowjetunion nie überschreiten können. Die Reiseaktivitäten der Kopelews sind überaus weit gespannt und vielfältig, Kombinationen aus Dienstreise und Erholungsurlaub, sie gehen kreuz und quer durch die Sowjetunion – an den Rigaer Strand und in den Kaukasus, nach Taschkent und zu einer Schiffsreise auf der Wolga, immer wieder auf die Krim. Briefe der Bölls werden dann nach Koktebel oder Jurmala „poste ristante“ adressiert. Die Bölls bekommen ausführliche Berichte über den sowjetischen Orient und aus dem sowjetischen Fernen Osten – die Welt des Imperiums ist weit. Und von dieser Weite kommt etwas in die Kölner Welt. Die Briefschreiber halten sich auf dem Laufenden in Sachen Gesundheit und Familienangelegenheiten, so dass sie eine lebendige Anschauung vom Lebensumkreis des jeweils anderen gewonnen haben müssen. So bildet sich in Moskau wohl eine Vorstellung von Köln, vom Rand der Altstadt, von den Straßen, vom Karneval, von der Nähe zu Holland und vor allem vom Kölner Hinterland, aus dem die Böllsche

Familie stammt und in das die Bölls sich immer wieder zurückziehen, wenn ihnen das geliebte „Drecksloch Köln“ auf die Nerven geht. So bildet sich in Köln eine Vorstellung von den Sommern auf der Datscha in Peredelkino oder Shukowka, wo sich Großfamilien und noch größere Freundes- und Bekanntenkreise an den Wochenenden oder für den langen russischen Sommer eingefunden haben. Jeder Brief endet mit der Bitte, die guten Bekannten und Freunde, und zwar alle, zu grüssen, auch die in Jerewan oder Leningrad wie auch in umgekehrter Richtung. Heinrich Böll schreibt daher auch immer wieder von „seiner Datscha“, das heißt einer Lebensform und einem Ort, den er sich selbst zu eigen gemacht hatte. Die Briefe, über zwei Jahrzehnte hin miteinander ausgetauscht, bilden damit Kölner und Moskauer Bekannten- und Freundeskreise ab, Netzwerke und Beziehungsgeflechte von großer Stabilität und Kontinuität. Auch ihre Auflösung – in der Diaspora der sowjetischen Emigranten in Frankreich, USA und Israel einerseits und in der Verknüpfung der Böll-Familie mit der lateinamerikanischen Heimat der neuen Familienmitglieder. Man könnte anhand dieser Briefe ein kleines Who's who einschließlich Adressen und Telefonnummern zusammenstellen, das – jedenfalls was die Moskauer Situation betrifft – den Leser in die Bildung jener Gegengesellschaft einführen würde, die in den späten 1980er Jahren dann an die Oberfläche treten und geschichtsmächtig werden sollte.

Aber es gilt auch umgekehrt: Die Kölner Welt war so etwas wie ein Relais, eine Empfängerstation für das, was östlich des Eisernen Vorhangs vor sich ging. Dort gingen Botschaften und Sendungen ein, dort fanden Freunde auf Durchreise Quartier, dort konnten Freunde, nachdem man sie des Landes verwiesen hatte, erst einmal Station machen – wie Solschenizyn, der nach seiner Ausbürgerung 1974 im Böll-Haus in der Eifel Asyl fand. Neben den lebenswichtigen Informationen und Grüßen an Freunde und Bekannte finden sich immer wieder Bitten, Bestellungen, Weiterreichen von Geschenken. Viele Briefe enthalten Bitten um Medikamente, dieses und jenes Präparat, das in der Sowjetunion nicht zu bekommen war, aber vielleicht lebensrettend sein konnte. Manchmal sind es ganze Bestelllisten und detaillierte Beschreibungen von Medikamenten. Andererseits können die Moskauer mit der Belieferung der Kölner mit Matrjoschki nicht hinterherkommen. Man teilt sich Eindrücke aus den laufenden Lektüren mit und berichtet vom Fortschritt im Erlernen der russischen Sprache. Die Briefpartnerschaft und Diskursgemeinschaft war zugleich eine Hilfs- und Selbsthilfeorganisation im besten Sinne des Wortes. Die Freundeskreise in Moskau und Köln waren in der Endzeit des Kalten Krieges die Verbindungsposten und Milieus, in

denen die Auflösung der Grenze vorgedacht und vorformuliert wurde – wohl ohne dass sich auch nur einer hatte vorstellen können, dass das Ende der Teilung der Welt und der Fall der Grenze so rasch über sie hereinbrechen würde. Diesseits der großen Politik – ihre Chiffren sind: Neue Ostpolitik, KSZE-Prozess, Helsinki-Prozess, Entspannung, Wettrüsten, Abrüsten, Nachrüsten – bildete sich in diesen Basislagern des Zivilen auf beiden Seiten die Fähigkeit aus, den Verhältnissen einen Namen zu geben, die Melodie anzustimmen, die dann die Verhältnisse zum Tanzen bringen sollte. Anti-Politik in den Zeiten der großen Ost-West-Politik.

Kommunikation im ost-westlichen Gelände

Zur Öffentlichkeit der geteilten Welt gehörte die Unterbindung des freien Meinungs-austausches, des schlichten Wechsels von Briefen. Wenn dieser Briefwechsel zustande gekommen ist, dann versteht sich auch das nicht von selbst. Er war angewiesen auf ein Netzwerk von Beziehungen, das in der Lage war, diese Kommunikation zu ermöglichen und ihm Dauer zu geben. Briefe und Manuskripte mussten transportiert werden, Bücherpakete mussten zusammengestellt, Dutzende von Formularen mussten ausgefüllt und versendet werden. Ein Telefonanruf musste rechtzeitig angekündigt oder verabredet werden – wenn der Apparat nicht schon gesperrt war von den „Akustoaggressoren“. Solche Kommunikation hing an Menschen, die halfen und die Privilegien ihrer Position nutzten, um den Kontakt nicht abreißen zu lassen. Der Briefwechsel ist auch eine Ex-post-Würdigung all jener, die mitgeholfen haben, dieses Netzwerk zu knüpfen und intakt zu halten. Es sind meist Diplomaten und Botschaftsangehörige, Journalisten und Korrespondenten, Mitarbeiter deutscher und internationaler Wissenschafts- und Forschungsorganisationen; der Personenindex des vorliegenden Bandes verzeichnet diese Ehrenliste; an erster Stelle sind hier die deutschen Journalisten und Russland-Korrespondenten jener Jahre zu nennen. Jetzt, nachdem der ganze KGB-Spuk des Observierens, Abhörens und Bespitzelns vorbei ist, liest sie sich wie eine Erinnerung an eine alltäglich praktizierte Konspiration. So wie man gesagt hat, dass die Sowjetunion mit ihrer Zensur das Land in ein Vor-Gutenberg-Zeitalter zurückkatapultiert hatte und die Menschen zwang, ihre Manuskripte wieder von Hand oder per Maschine abzuschreiben, zu vervielfältigen und weiterzureichen – daher die Vokabel „Samizdat“, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert auch international Karriere machte und übersetzt nichts anderes heißt als „Selbstverlag“ – so zwang die totale Abschirmung der Sowjetunion das Land auch zurück in ein Zeitalter

vor der Telekommunikation. Telefone wurden abgehört, blockiert, unterbrochen. Die gewöhnliche Briefpost wurde geöffnet – wie oft erzählte man sich Geschichten über beschädigte Briefe oder Kuverts, an denen die Spuren der Manipulationen noch zu erkennen waren. Radiosendungen wurden von finanziell höchst kostspieligen und technisch aufwendigen Sendern flächendeckend gestört, so dass das Geräusch der Störsender, jene Mischung aus durchdringenden Wortfetzen und nervtötendem Rauschen, zu den Standardgeräuschen vieler Moskauer Wohnungen gehörte, die man in den 1970er und 1980er Jahren betrat. In kritischen Augenblicken – etwa wenn ein Interview mit einem Dissidenten oder Emigranten übertragen wurde – spielte sogar das Bodenrelief Moskaus eine Rolle: Es gab Zonen, in denen wegen der Störsender nichts zu hören war, aber auch solche, in denen Radioempfang möglich war, weil dort die Wellen der Störsender nicht hinreichten. So war die Rückkehr zum Briefeschreiben, zur persönlichen Übergabe des Schreibens an einen Vertrauten, seine Beförderung eine ebenso unvermeidliche, weil sichere, aber eben außerordentlich umständliche Form der Kommunikation – und dies am Vorabend der Revolution in Kommunikation und Verkehrswesen im 20. Jahrhundert! Aber auch dann war es nicht einfach, sich aus den fragmentarischen, spärlichen und zufälligen Nachrichten ein Bild von dem Geschehen in der Welt, aber noch mehr vielleicht im eigenen Land zu machen. Internationale Zeitungen gab es an den Kiosken nicht – außer Morning Star, Unsere Zeit, L'Humanité, Granma, also den braven Zeitungen der Bruderparteien der KPdSU. Daher waren Einzelexemplare ausländischer Zeitungen – der International Herald Tribune, von Le Monde, der Zeit oder der Frankfurter Allgemeinen – eine Rarität, eine Kostbarkeit. Wer in den Besitz einer Ausgabe des Spiegel oder L'Express kam, konnte sich glücklich preisen. Solche Exemplare wurden wie Trophäen herumgereicht und nicht nur wegen ihres Inhalts begierig gelesen, sondern auch ihres Designs oder der einfallsreichen Reklame wegen: So konnten also Zeitschriften im 20. Jahrhundert aussehen! Die westlichen Medien wurden in gewisser Weise zur Plattform auch für den Auftritt der unabhängigen und nonkonformistischen Stimmen im Lande. Wenn etwas dort gedruckt stand, ein Interview oder ein Porträt, dann war der Beweis geliefert, dass die „Andersdenken“ eben nicht ein Phantom der Propaganda waren, sondern dass es sie wirklich gab: Ein Interview im Stern, eine Reportage in Radio Liberty, eine Lesung aus Solschenizyns „Archipel Gulag“ – damit war eine Gruppe von Menschen, die es offiziell gar nicht geben durfte, erkennbar gemacht, hatte ein Gesicht und eine Stimme bekommen. So entstanden trotz aller Zensur und aller penetranten Kontrollen – man

denke nur an die penible und Wäschestück für Wäschestück umdrehende und betastende Suche bei der Ein- und Ausreise – Rinnsale aus Nachrichten, und aus den Rinnsalen formierte sich dann so etwas wie eine doch vorhandene, zur offiziellen Öffentlichkeit parallel oder alternativ stehende Öffentlichkeit.

Jeder Besucher von draußen, ob aus dem Westen oder aus Polen und der DDR, brachte neue Informationen mit; solche Besuche waren ein Ereignis, sie lieferten Nachrichten aus erster Hand, sie stammten von Menschen, deren Erfahrung und Urteil man trauen konnte – im Unterschied zu den Nachrichten der staatlichen kontrollierten Medien. Daher waren diese Besuche fast immer auch Nachrichtenfeste und Ausdruck der konzentrierten Anstrengung, eine Sprache dafür zu finden, was in der Welt vor sich ging. Zu diesen Rinnsalen trugen die Besuche der Angehörigen der Botschaften bei, die schon aus professionellen Gründen daran interessiert sein mussten, zu erkunden und zu verstehen, was im Lande vor sich ging und die häufig auch aus Gründen, die mit ihrer Familien- oder persönlichen Geschichte zusammenhingen, die russischen Kontakte pflegten. Dazu trugen in einem außerordentlich hohen Maße die Journalisten bei – sie führen schon rein zahlenmäßig die Liste der Postillons der zwischen Böll und Kopelew hin und her gehenden Briefe an – die wiederum ein besonderes Interesse an Kontakten zu kritischen Intellektuellen hatten. Hinzu kamen Sympathie, Wertschätzung, Anstand, die es nicht zuließen, sich der Bitte von Menschen in bedrängter Lage zu verweigern. Dann gab es noch jene Netzwerke, die sich in der Zeit der Entspannung ausweiteten und festigten: Delegationen von Schriftstellern, Austauschprogramme von jungen Wissenschaftlern, Vortragsreisen von Gelehrten, Auftritte von Künstlern, Dichtern, Reisen der Kuratoren von Ausstellungen usw. Es wäre eine gesonderte Untersuchung wert, herauszufinden, welche Bedeutung hier nicht nur die westdeutsch-russischen, sondern die ostdeutsch-russischen Beziehungen und Netzwerke hatten. Dass diese Netzwerke ebenfalls existierten und in mancher Hinsicht weitaus intensiver und dichter geknüpft waren, liegt aufgrund der engen DDR-UdSSR-Beziehungen in der Nachkriegszeit auf der Hand, ist aber bisher noch kaum durch Publikationen ins Bewusstsein gerückt. Da Kopelew seit langem engste freundschaftliche Beziehungen zu DDR-Schriftstellern wie Erwin und Eva Strittmatter, Anna Seghers, Christa Wolf und auch Wolf Biermann unterhielt, wäre auch hier eine Dokumentation höchst aufschlussreich, um die Asymmetrie in der Rezeption der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen in jenen Jahren etwas zu berichtigen.

Wie groß und dicht der Strom von Nachrichten trotz alledem gewesen sein mag, er konnte die ganze Anormalität der Situation nicht aufheben. Die Betroffenen mussten lernen damit umzugehen. Der Rhythmus, in dem sie schrieben, hing in gewissem Sinne von der Frequenz von Besuchern ab, die zu ihnen vorstießen und Botschaften übermittelten. Ihre Gespräche am Telefon waren in der Regel Gespräche, von denen sie wussten, dass es immer einen Mithörer gab und dass es unmittelbare Konsequenzen haben konnte, wenn bestimmte Themen angesprochen wurden. Man lernte die Signale und Symbolwörter des reglementierten Diskurses, um mit ihm fertig zu werden und sich seiner für die eigenen Zwecke zu bedienen. Man musste sich in der Formen- und Sprachwelt des Offiziösen auskennen, um sich an ihr vorbei verständlich zu machen. Noch in den Briefwechseln der furchtlosesten Menschen, die man sich denken kann, finden sich daher Tarnnamen und Andeutungen, nicht ausgeschriebene Namen - etwa „der Freund“, „Alex“, „A.S.“: Chiffren für Alexander Solschenizyn oder Andrej Sacharow. Die Kehrseite der Zensur ist der Raum, in dem die Gerüchte schwirren. Wo alle freie Information unterdrückt wird, bahnt sich die Wirklichkeit ihren Weg über das Hörensagen. Öffentlichkeit im sowjetischen Kosmos ist undenkbar ohne das Diffuse, Mutmaßliche, den Rumor. Die Macht verschanzt sich nicht nur hinter der Zensur, sie versteckt sich auch hinter dem Gerücht, dem Phantastisch-Unbewiesen-Unbeweisbaren, das dennoch oder gerade deswegen seine Kreise zieht. Sowjetsozialismus und Gerüchtewelt gehören zusammen, und die Enklaven der Küchengesellschaften und Freundeskreise sind nicht nur Vermittlungsstationen und Beschleuniger von Gerüchten, sondern auch ihre Filter- und Reinigungsanlagen, in denen aufgeklärte Menschen das Gerücht von der echten Informationen scheiden, um sich ein Bild von der Welt zu machen. Die Briefe, die aus diesen Enklaven verfasst und abgeschickt werden, sind daher auch, sofern man so etwas sagen kann, ein Medium der Selbstvergewisserung, der Klärung, der Orientierung. Während die oberen Etagen des Regimes sich zunehmend in einen Kokon von Wunschwelten zurückziehen, den Boden unter den Füßen verlieren und irgendwann auch den Halt, wächst „an der Basis“ eine Öffentlichkeit, die realitätstüchtig, wirklichkeitssüchtig, bei aller Marginalität dem wirklichen Leben zugewandt bleibt. Sie sendet Flaschenposten in die Welt, die noch nicht weiß, was im Gange ist.

Wer mit wem gegen wen? Autonomie und Instrumentalisierung in Zeiten des Kalten Krieges

Trotz aller Behinderungen, die sich aus der Teilung der Welt und der „geschlossenen Gesellschaft“ des Ostblocks ergaben, waren es nicht so sehr diese mehr technischen Störungen, die einem „herrschaftsfreien Dialog“ entgegenstanden. Die Teilung der Welt als Ergebnis der Kriegsverwüstungen in der Mitte Europas und des aufkommenden Kalten Krieges hatte buchstäblich zwei Hemisphären entstehen lassen, die aus sich heraus und unter ihren je eigenen Bedingungen lebten – die westliche mehr als die östliche, die sich nie aus der Fixierung auf den überlegenen Westen hat losmachen können. Es hatte einer Weltkatastrophe wie des Zweiten Weltkriegs bedurft, um das, was Europa einmal war, zu sprengen und zwei Hälften entstehen zu lassen - anstelle der alten Mitte und der alten Zentren neue, oft provisorisch eingerichtete Städte, neue Peripherien, neue Grenzen, die nun zu mehr als nur territorialen und nationalstaatlichen Grenzen geworden waren. Es gab von nun an „den Westen“ und „den Osten“, Formationen, die es zuvor nicht gegeben hatte, die unabsehbar lange den Lebensradius der Europäer definieren sollten – je abhängig davon, auf welcher Seite der Demarkationslinie sich einer befand. Lebenserfahrungen und Lebensverläufe von Europäern hingen nun davon ab, auf welcher Seite man aufwuchs. Europa driftete auseinander, am meisten in jenem eigentümlichen Randgebiet entlang des Eisernen Vorhangs, das zugleich zu einer innereuropäischen Peripherie geworden war, mit Berlin als einer exzentrischen, aus dem Zentrum herauskatapultierten und herausgeschnittenen Metropole. Und doch blieben diese auseinanderdriftenden Welten des Nachkriegs aneinander gebunden, Rücken an Rücken, in die je andere Richtung blickend. Die geteilte Welt wurde zusammengehalten durch den Antagonismus der Systeme und ihre Entschlossenheit und Fähigkeit, sich im Falle des Falles gegenseitig zu vernichten. Zusammenhalt der verfeindeten Welt durch atomare Abschreckung, Aufrechterhaltung des Kalten Friedens durch die Vermeidung des Heißen Krieges. Jede noch so geringfügige Bewegung irgendwo in einer der beiden Hemisphären, besonders aber an den Grenzen, konnte das Ganze gefährden und die Balance zum Kippen bringen. Während die heißen Konflikte an die Peripherien, in die Dritte Welt mit ihren Stellvertreterkriegen verbannt worden waren, konnte im Zentrum des Ringens der Supermächte jede noch so kleine, oft nur atmosphärische Verschiebung sich als jener Flügelschlag des Schmetterlings erweisen, der einen Umschlag und Absturz, einen Zustand des Out of control auslösen konnte. Es gab in Europa von nun an keine bloß lokalen Krisen mehr, eine jede hatte die Potenz zum Umschlag in den atomaren Ernstfall – die Ultima ratio der Selbstverteidigung der beiden Blöcke und zugleich die wichtigste

Garantie, dass es nicht dazu kam. Während draußen an der Peripherie die Kriege weitergingen, wurde der Krieg im Zentrum still gestellt, eingebunkert in Raketensilos, als virtuelle Drohung zuweilen vorgeführt und in Zivilschutz und Katastrophenübungen irgendwie wach gehalten. Zuweilen brach er an die Oberfläche durch, dann rollten Panzer durch die Straßen von Ostberlin, Posen, Budapest und Prag, es wurden Barrikaden errichtet, es floss Blut. Zur Befestigung der prekären Lage war eine fluide, noch immer offene Grenze durch eine Mauer verschlossen und befestigt worden. So fand der Nachkrieg im Zentrum Europas seine stabile, endgültige, auch bauliche Form. Man muss im Zusammenhang dieses Briefwechsels so ausführlich über den Kalten Krieg sprechen, um zu ermessen, welcher Kraft einzelner Persönlichkeiten, dann aber auch tektonischer Prozesse es bedurfte, um das Ende einer gesellschaftlichen, machtpolitischen und letztlich militärischen Konstellation herbeizuführen, in der ein Funke ausgereicht hätte, nicht nur Europa in den Abgrund zu stürzen. Alle irgendwie Involvierten wussten, was auf dem Spiel stand. Der Kalte Krieg war – für die Nachgeborenen jener Epoche ein Stück, das sie, denen die Erfahrung abgeht, nur durch Wissen und historische Imagination einholen können – ein Komplex aus tödlicher Drohung und Friedensgarantie, ein Ineinander von Angst und Leben-Können mit dem Ausnahmezustand, das Nebeneinander von Friedhofsruhe und Regeneration eines ganzen Kontinents nach einem „Zeitalter der Extreme“ mit all seinen Revolutionen, Weltkriegen, Bürgerkriegen, Vertreibungen und Völkermord. In Deutschland, dem Ausgangspunkt der Verheerungen des Zweiten Weltkriegs und mit seinen zwei Staaten nun für ein halbes Jahrhundert das Frontland der weltweiten Auseinandersetzung zwischen Ost und West, Kapitalismus und Kommunismus, Freiheit und Diktatur und wie die Abkürzungen alle hießen, war der Druck aufs Äußerste gesteigert. Es gab keine Bewegung über die Demarkationslinie zwischen den Systemen hinweg, die nicht zugleich Fragen des Status quo aufgeworfen hätte. Es gab kaum eine Frage, die nicht auch von internationalem oder völkerrechtlichem Rang war. Ortswechsel von dem einen in den anderen Teil Berlins hatten mit Weltpolitik zu tun, die Durchführung von simplen Festivals und Konferenzen hing an den Schwankungen der internationalen Großwetterlage. Die Sprache war für Generationen vom Nazidiskurs kontaminiert, aber schon lud sie sich mit der neuen Semantik des Kalten Kriegs auf. Daher die Anfälligkeit für Dramatisierungen und Hysterisierungen, für Alarmismus und jede Art von Erregungszuständen. Es ging nie um wenig oder nichts, sondern immer um etwas, oft sogar um alles, weil alles unter dem Druck des großen Entweder - Oder, des Pro und

Contra stand, eine Psychologie des Manichäismus bis in die letzten semantischen Verästelungen hinein. Feindbilder garantierten Stabilität und Sicherheit in einem Land der willkürlich gezogenen künstlichen Grenzen. Der Verdacht gegen alles, was ausscheren und die Balance, Bedingung des so sehr gefährdeten Friedens, hätte zum Einsturz bringen können, gehörte zur geistigen Ökonomie dieses aus Krieg und Teilung hervorgegangenen Gebildes. Man muss sich geradezu wundern, wie es dennoch die Kraft fand, sich zu regenerieren und zu werden, was es wurde: ein mehr oder minder funktionierendes, normales Gemeinwesen.

Wer immer an der Auflösung des Patts der atomaren Abschreckung und der mit ihr einhergehenden Erstarrung arbeitete, bekam es mit der Angst derer zu tun, die um das Erreichte bangten. Kritiker und Dissidenten konnten ohne große Mühe als nützliche Idioten der je anderen Seite denunziert werden. Die Zeit des Kalten Krieges ist eine Epoche der Verdächtigung und der Verratsvorwürfe, der Angst vor Fünften Kolonnen, vor wirklichen und konstruierten Agenten, einer Kultur der Verdächtigung, die alles Reden vom „herrschaftsfreien Diskurs“ zu einem bloß philosophischen Ideal hat werden lassen. In der Realität der öffentlichen Diskurse wurde mitunter gehauen, gestochen, verdammt, verdächtigt, verletzt. Man kann die Briefe von Böll und Kopelew ohne diese „Umgebung“ nicht verstehen. Sie sind wie Anläufe, sich aus diesem überspannten Verdächtigungsraum davonzumachen, sich den parteipolitisch instrumentalisierten Debatten zu entziehen und einen Weg ins Freie zu finden.

Noch in einem qualitativ anderen Sinne gilt dies für Kopelews Welt, wie sie aus der Stalinzeit hervorgegangen ist. Von einer freien Schriftstellerexistenz ist – trotz des Tauwetters nach Stalins Tod und Chruschtschows Enthüllungen von Stalins Verbrechen auf dem 20. Parteitag 1956 – überhaupt nicht zu reden. Zensur, Verbannung, detaillierte Sprachregelungen und der ästhetische Kanon des „sozialistischen Realismus“ definierten den Bewegungsspielraum der künstlerisch Schaffenden. Als die Welle der Repressalien Mitte der 1960er Jahre erneut einsetzte, waren Gerichtsverfahren, Verbannung, Zwangspsychiatisierung, Emigration und Zwangsexilierung samt Verlust der Staatsbürgerschaft Methoden der Disziplinierung und Gleichschaltung. Es war die „totalitäre Situation“, die ideelle, kulturelle und sonstige Differenzen unter Künstlern wie gewöhnlichen Sowjetbürgern als zweitrangig erscheinen ließen und die der alten, aber uneingelösten Forderung der Aufklärung nach Rede- und Pressefreiheit, Selbstbestimmung und Gleichberechtigung zu einer neuen und umstürzenden Aktualität verhalf. Im Angesicht einer schrankenlos agierenden Staatsmacht und angesichts der

Rechtlosigkeit der Bürger musste es daher zuerst um die Herstellung und Garantie dieser elementaren Rechte gehen. Die Selbstverteidigung der Gesellschaft stellte das denkbar größte Sakrileg gegen eine politische Ordnung dar, in der freie Meinungsäußerung als „Zersetzung der öffentlichen Ordnung“ und als „antisowjetische Hetze und Verleumdung“ galt, freie schriftstellerische Tätigkeit als „gesellschaftliches Schmarotzertum“ verfolgt werden konnte und Opposition schnell zur „Agententätigkeit“ für einen äußeren Feind wurde. Die Staatsmacht war grausam und der Einzelne ihr gegenüber fast ohnmächtig.

In diese festen und verfestigten Verhältnisse des Nachkriegs war indes schon lange Bewegung gekommen, und eine einfache Restauration war schon nicht mehr möglich. Im Schatten und im Schutz der Hochtürme auf beiden Seiten hatte Europa sich irgendwie doch von den Verwüstungen des Weltkrieges erholt und sich wieder aufgerappelt. Der Wiederaufbau war im Großen und Ganzen abgeschlossen, im übrigen in zum Teil grenzüberschreitend verwandten Formen – man muss sich nur die Idealbilder von moderner Stadt, das Design und die Paradieswelten von Konsum und Urlaub auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs aus den 1960er und 1970er Jahren ansehen. Nun, nachdem das Wichtigste hinter einem lag und Europa wieder zu Atem gekommen war, begann etwas anderes, in vieler Hinsicht Neues, auch wenn es sich oft mit den Errungenschaften der Moderne der Vorkriegszeit drapierte – ob als „Rückkehr zum wahren Leninismus“ oder als Wiederentdeckung des „eigentlichen Marx“. Mit Erstaunen sahen Angehörige der 1945er Generation wie Böll und Kopelew, dass noch einmal etwas anderes begann, eine Bewegung, an die sie schon nicht mehr hatten glauben können. Es war das Recht der Jüngeren, der Nachgeborenen von Stalinismus und Nazidiktatur, derer, die nicht dabei gewesen waren und die das Erlebnis der Resignation noch vor sich hatten, noch einmal neu anzusetzen. Wie immer begann die Revolte nicht mit der Proklamation einer Utopie, sondern mit dem Einfordern des guten Alten, das von den herrschenden Mächten freilich nicht eingelöst worden war. Die Studentenbewegung, die ab Mitte der 1960er Jahre fast gleichzeitig um die Welt raste, begann nicht mit „Utopie an die Macht“, sondern mit dem Einklagen der Versprechen der amerikanischen Verfassung und der französischen Revolution, erst später mit der Erinnerung an die Rätezeit. Die dissidentische Bewegung im östlichen Europa begann nicht mit der Forderung des Sturzes des realen Sozialismus, sondern mit Vorschlägen für einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“. Erst in der Dialektik der Bewegung von Erfolg und Ernüchterung, von Misserfolg und Radikalisierung fanden die 68er im

Westen und die 60er, wie diese Generation in der Sowjetunion genannt wurde, zu einer Bewegung, die – auf unterschiedlichen Wegen – in der Gegenwart anlangte: In einem Zuwachs an zivilgesellschaftlicher Substanz in den westlichen Demokratien, im Radikaldemokratismus der osteuropäischen Bürgerrechtsbewegung, die das System letztlich in die Knie zwang und den Weg frei machte für die „sich selbst beschränkende Revolution“.

Die Bemerkungen zur Spannungslage im ost-westlich geteilten Europa und zum Aufbruch in den 1960er Jahren sollen die Argumentationsweisen erklären, denen der Leser in den Briefen aus Moskau und Köln begegnet. Ihre Autoren werden nicht müde zu betonen, wie sehr ihnen an einem Ende des Ausnahmezustandes liegt, und im gleichen Atemzug, dass dies verantwortungsbewusst, ruhig, ohne Provokationen geschehen soll. Sie formulieren das ganze stille Drama einer Entspannung, die nicht kompromisslerisch, nicht duckmäuserisch und anpasserisch sein soll. Sie treibt die Frage um, wie Entspannung möglich ist, ohne dass sie in einen falschen Frieden und Appeasement abgeleitet. Es ist ganz klar, dass Böll, aber auch Kopelew sich für die kühnere, riskantere Politik jener Jahre entschieden hat und dass sie nicht den Status quo der Abschreckung, nicht die Alleinvertretungsansprüche, hinter denen sich die Bonner Republik verschanzte, für der Weisheit letzten Schluss hielten, sondern eine Politik der Öffnung befürworteten. Sie waren, Böll ganz besonders, von Anfang an überzeugte und engagierte Anhänger von Willy Brandts und Egon Bahrs Neuer Ost- und Entspannungspolitik. Aber da sie auf dem Grund dieser Verhältnisse saßen, in den Wohnzimmern und Küchen von Köln und Moskau, kannten sie auch die Grenzen der Realpolitik, gerieten angesichts der Übervorsichtigkeit des Entspannungsprozesses in Zorn und oft verzweifelte Ratlosigkeit. Aus den Briefen geht hervor, wie freundschaftlich-respektvoll Böll mit jener Fraktion des politischen Establishments Umgang hatte, die die Wege der Neuen Ostpolitik beschritt. Etwas Ähnliches galt für die Innenpolitik. Böll, der Fünfundvierziger, hatte wenig zu tun mit der Rhetorik und den Ambitionen der 68er, aber er war durch seine Söhne informiert, machte sich ein Bild und lebte nicht von suggestiven Feindbildern. Man zahlte es ihm auf eine mitunter gehässige Weise heim: Man, das hieß in jenen Tagen vor allem der konservative Flügel und hier besonders die Springerpresse, für die er nicht nur der Sympathisant und nützliche Idiot der Linksradiكالen war, sondern die Idealgestalt dessen, was später dann mit der Denunziationsformel vom „Gutmenschen“ gemeint war.

Nun war gerade Böll einer der ernstesten Kritiker einer nur noch reflexhaft reagierenden und rasch alt gewordenen Neuen Linken. Was ihn vom Juste milieu der bundesrepublikanischen Linken abhob, war sein oft genug opferreicher Einsatz für Verfolgte, gleich welcher Diktatur, aber besonders der im Ostblock. Er wusste wohl, weshalb die Linke sich kaum für die Dissidenten im Ostblock interessierte, und er verzieh ihnen ihre ideologische Fixierung, ihre Indifferenz und ihre Passivität im Praktischen nie. Für Böll war schmerzlich klar, dass diese Linke wenig verstand von den wirklichen Verhältnissen des realen Sozialismus und dass sie sich aus den Befangenheiten der deutschen Binnen- und Parteipolitik nicht hatte befreien können. Wenn Franz Josef Strauß sowjetische Bürgerrechtler unterstützte, so das landläufige linke Argument, dann konnte man auch die Bürgerrechtler und ihre Sache nicht gut finden oder sie gar verteidigen. So verwoben sich innenpolitische Positionen mit Ahnungslosigkeit und Zynismus hinsichtlich der Ostblock-Verhältnisse. Derselbe Vorgang gilt mutatis mutandis für Kopelews Situation. Als sowjetischer Schriftsteller in einem „bürgerlichen Verlag“ zu publizieren, ein Interview in einem der vielen „antisowjetischen Sender“ – von der BBC über Radio Liberty und Deutsche Welle – zu geben, nicht zu reden von einem Beitrag für die von Springer unterstützte Zeitschrift „Kontinent“ – das war so etwas wie ein endgültiger Beweis der Illoyalität, ein Abbruch aller Brücken in die sowjetische Welt. Die Linke des Westens verstand nicht oder wollte nicht verstehen, dass ihre eigene Glaubwürdigkeit auch an ihrer Solidarität mit den Verfolgten des sowjetischen Regimes gemessen wurde und nicht an den feinen bundesdeutschen Unterscheidungen von rechts und links, von reaktionär und progressiv. Oft schien es so, dass die europäische Linke durch ihre Passivität und Indifferenz gegenüber den Verfolgungen, durch ihre besserwisserischen Ermahnungen an die Adresse der osteuropäischen Dissidenten mehr auf der Seite der Apparate, der Funktionäre, „der Herrschenden“ stand als auf der Seite derer, denen gemeinhin die Solidarität der Linken galt: auf der Seite der „Erniedrigten und Beleidigten“. Böll und Kopelew waren über diese Blockaden bei den Linken immer wieder betrübt und verstört. Böll sah darin auch einen Grund, warum sich sowjetische Dissidenten und Schriftsteller, denen er selbstlos geholfen hatte, nach ihrer Ausreise oft über die Linke - und gelegentlich war auch er damit gemeint - abfällig äußerten oder diese gar diffamierten. „Wir, das heißt die mehr oder weniger ‚Linken‘ oder ‚Progressiven‘, tun etwas für sie, aber sobald sie hier sind, wird die gesamte Linke der Welt von ihnen mehr oder weniger offen beschuldigt (siehe den unsagbaren Maximow!), dabei ist doch klar,

daß die Rechten keine tote Fliege aus der Sowjetunion herausbekommen, geschweige denn einen lebenden Dissidenten – oder nicht?“ fragt Böll seinen Moskauer Freund. Böll hat auch einen anderen, sehr bedeutsamen Effekt dieser „verzerrten Kommunikation“ zur Sprache gebracht, nämlich jene Erscheinung, dass sowjetische Dissidenten, indem sie von den unermesslichen Leiden der sowjetischen Bevölkerung unter Stalin und im Weltkrieg sprachen, im Gestus des Aufrechnens von Zahlen die Leiden anderer herunterspielten und so eine eigentümliche Verharmlosung und Brutalisierung des Sprechens über Opfer betrieben. Über Maximow, den Böll so sehr unterstützt hatte, heißt es in einem der Briefe: „Nichts, nichts, was in der übrigen Welt an Elend existiert und an Schlimmem passiert, interessiert ihn, und wenn er von den 60 Millionen Opfern in der SU spricht, rechnet er die ‚paar‘ Toten, die es in Brasilien, Chile etc. gibt, wie ein Buchhalter auf, und ich sehe in dieser Rechnerei etwas äußerst Unmenschliches. Es ist eine Art Stolz auf die sowjetische Passion, neben der alles, alles Elend der Welt verblaßt – und wenn das dann zur Frage der Rivalität wird, sind wir alle verloren, und wenn es sich außerdem noch mit einer reinen Gottesfrömmigkeit mischt (die deutlich – jedenfalls bei Maximow – antihumanistische Züge trägt), dann sind wir ebenfalls verloren“. Der „umgekehrte Bolschewismus“ innerhalb der Dissidentenszene, den Kopelew auch beim „Ajatollah von Vermont“, bei Alexander Solschenizyn also, beobachtet, ist ein ständiges Thema der Korrespondenz.

Der Briefwechsel zwischen Böll und Kopelew ist ein gutes Beispiel für das Ringen um eine Sprache in Zeiten des Kalten Krieges. Wie konnte man die Dinge beim Namen nennen, ohne von der je anderen Seite für fremde Zwecke propagandistisch missbraucht zu werden? Böll klagt mehrfach darüber, „wie schwer es für mich ist, zwischen den Stühlen zu hocken und dabei noch mehr oder weniger ‚diplomatisch‘ zu sein: Manchmal muss ich eben Herrn X kräftig in die Fresse schlagen, damit ich Herrn Y einen ganz leichten Backenstreich versetzen kann“. Der Briefwechsel zeigt, dass es ein mühsamer Prozess war, eine Sprache jenseits der polarisierenden und antagonisierenden Positionen zu finden. Vieles deutet darauf hin, dass eine dichotomisch-manichäische Denkweise, ein Denken ohne Alternativen, der Typus des „Lagerdenkens“ selbst, zu den Langzeitschädigungen der Kalten-Kriegs-Zeit gehören und dass diese fortwirken auch dann noch, wenn der Kalte Krieg 1989 längst beendet sein wird.

Erschöpfung und Alles wird gut

Böll hat das Ende des Zustandes, dessen Auflösung einen Teil seiner Lebensenergie gekostet hat, nicht mehr erlebt, anders als Kopelew, der von sich selbst wusste, dass er eine irgendwie unverwüstliche Natur hatte. Böll starb 1985 nach langem Leiden, aber auch in seinen letzten Jahren noch aktiv in der Bewegung gegen die Nachrüstung, in dem Jahr, in dem ein bis dahin kaum bekannter Funktionär mit dem Namen Michail Gorbatschow an die Spitze der KPdSU gerückt war, auf den niemand vorbereitet war, zu allerletzt jene im Westen, die bis zuletzt die Festigkeit des totalitären Regimes beschworen hatten. Kopelew erlebte das Ende der Sowjetunion in der Ferne, in Deutschland, wohin er zusammen mit seiner Frau 1980 gereist war. Ein Jahr später wurde ihm die sowjetische Staatsbürgerschaft aberkannt. Er konnte allerdings noch zweimal vor seinem Tod im Jahre 1997 nach Russland zurückkehren.

Fast alles, was in den Moskauer Freundeskreisen von einst besprochen worden war, war nun in den Zeitungen nachzulesen und in den Fernsehsendungen zu verfolgen. Mehr noch: Es geschahen Dinge, die man in den Kreisen der Dissidenten nicht zu denken gewagt hatte - Auftritte des aus der Verbannung in Gorki zurückgerufenen Andrej Sacharow, der, im Obersten Sowjet und landesweit im Fernsehen übertragen, über Menschenrechte und den Krieg in Afghanistan sprach. Kopelew, mit seiner Frau Raissa an den Rhein verbannt, wurde nun sehr rasch zur Verkörperung des guten Russen par excellence, zum berufenen Interpreten der russischen Kultur und insbesondere der deutsch-russischen Beziehungen. Vieles von dem, was er im Briefwechsel skizziert hatte – sein Heine-Buch, seine Memoiren, die verschiedenen Themen, aus denen sich die deutsch-russischen Kulturbeziehungen zusammensetzten – wurde nun Wirklichkeit in Übersetzungen, Auszeichnungen und Forschungsprojekten. In gewisser Weise nahm er in dem nun verwaisten Köln Bölls Platz ein, nicht im Sinne, dass er an dessen Stelle als Schriftsteller hätte treten können, aber doch als der andere, der immer in einem Atemzug mit Böll genannt worden war und der nun die Idee, die sie ein Leben lang verband – ein endliches Gelingen der deutsch-russischen Angelegenheiten - weiterführte. Irgendwie wurde alles gut, auf eine überraschende, fast überfallartige Weise. Wie oft hatte Heinrich Böll in seinen Briefen davon geträumt, seinem Freund, seinen Moskauern seine Stadt und sein Land zeigen zu können, im Auto im Dreieck Amsterdam, Köln, Aachen herumzufahren, bis nach Straßburg vielleicht – ohne Belehrung, ohne Auftrag, ohne Mission, einfach so, um ihnen die eigene Welt zu zeigen. „Wir würden so gern mit Euch irgendwo in Wäldern spazieren gehen, Pilze suchen, Blumen pflücken, irgendwo ein Bier trinken (was ich gar nicht darf) und würden so gern

die ‚Zumutungen‘ vergessen, die unserer Generation aufgebürdet worden sind,“ heißt es in einem von Bölls frühen Briefen. Jetzt waren der alte Lew Kopelew und Raissa Orlowa, umgeben von den Kölner Freunden, zwar nicht allein, aber ohne Heinrich Böll. Jetzt konnten sie reisen, wohin sie wollten. Sie waren gut vorbereitet auf das Land, das sie ja schon kennengelernt hatten in den seit 20 Jahren hin- und hergehenden Briefen. Sie waren für beide eine Art Einführung in die Welt des je anderen, so wie sie uns, die späteren Leser, hinüberführen in eine Zeit, die der großen Wende vorausgegangen ist.

Karl Schlögel im Frühjahr 2010